

Das Sprachphänomen – tiefer betrachtet Über die anthropologische Sprachauslegung

Gian Klainguti

31

Mit den folgenden Ausführungen möchte ich die Aufmerksamkeit auf ein Forschungsfeld lenken, dessen man sich bisher viel zu wenig angenommen hat und für welches wir vielleicht am besten den Titel „Anthropologische Sprachauslegung“ wählen könnten. Auf der ontisch empirischen Ebene und damit auch in einer gleichsam spezifizierten Form begegnet uns diese Art der Sprachbetrachtung im Zusammenhang mit psychosomatischen Phänomenen und in der Weise ihrer Interpretation. Da kursieren ja viele altvertraute und nicht nur den Lesern unseres Bulletins geläufige Sprachbilder wie „frisch von der Leber weg“ reden, „das geht mir an die Nieren“, „da kam mir die Galle hoch“, „unbeschwert und innerlich aufgeräumt“ ans Werk gehen, „von Ehrgeiz zerfressen“ an Magengeschwüren leiden, und vieles mehr. Eines der schönsten einschlägigen Sprachbeispiele fand sich übrigens in der NZZ vom 14.4.1993, wo es hiess: „Ich bin *sauer* auf meinen Chef und habe es *satt*, alles *hinunterschlucken*, in mich *hineinfressen* zu müssen. Und das führt dann eben leicht zur Magenübersäuerung, zur funktionellen Dyspepsie.“

Neben diesen vorwiegend Störungen des leib-seelischen Wohlbefindens anzeigenden sprachlichen Wendungen gibt es nun auch Redeweisen, die weit tiefer gründen, nämlich solche, durch die das allgemein und wesenhaft Menschliche in einem geradezu wörtlichen Sinne hindurchtönt: „per-sonat“! Das Personhaft-Menschliche ist es denn auch in der Tat, das in den nun anzuführenden Wörtern und Wendungen auf eine ganz ur-sprüngliche Weise „zur Sprache kommt“. Unsere Aufgabe wird somit darin bestehen, anhand mehrerer ausgewählter Sprachbeispiele darzulegen, welch grosser Fundus an Einzelwissen über unsere *conditio humana* allein schon in den mitteleuropäischen Sprachen enthalten ist.

Als Einstieg in unser Thema wollen wir gleich von jenem Wort ausgehen, das der anthropologischen Sprachauslegung den Namen gegeben hat, das griechische Wort „Anthropos“¹. Unschwer erkennbar ist darin das Verb „ana-trépomai“ = ich erhebe mich. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass schon die Griechen die Erhebung in die Vertikale, bzw. den aufrechten Gang, als das den Menschen

- 32 Auszeichnende empfunden haben. Es kann denn auch überzeugend dargelegt werden, dass die aufrechte Haltung nicht nur die menschliche Eigenständigkeit auf die vollkommenste Weise verkörpert (!), sondern dass dies auch der Grundgestus ist, der zusammen mit seinem eigenen Gegenteil, dem Auch-*fallen*-können, das ganze Menschsein durchwirkt und durchwaltet. Und zwar geschieht dies in allen möglichen Variationen, positiv und negativ. Die folgenden Sprachbeispiele legen hiervon vielfältiges Zeugnis ab:

Das wesenhafte Auf-sich-selbst-Gestelltsein des Menschen tritt in mannigfachen modalen Aktualisierungen zutage, physisch moralisch in der Standfestigkeit, der Aufrichtigkeit und, fast synonym, auch im Phänomen der Selbst*behauptung*. Der Verweis auf das „Haupt“ ist hier wichtig, handelt es sich nämlich um defiziente Modi desselben Phänomens, so sprechen wir bezeichnenderweise nur von „Kopf“. Etwa: „seinen Kopf durchsetzen“, „den Kopf verlieren“ (to lose one's head, perder la testa), „kopflos“ (nicht „hauptlos“) handeln, sich „Hals über Kopf“ aus dem Staub machen; oder, wie im bekannten Bonmot: Man kann nur „mit dem Kopf durch die Wand“ gehen, nicht aber mit dem Haupt und dem head. Zahlreich sind auch die Metaphern, die um Bewahrung, Verlust und Wiedergewinnung der Haltung kreisen, wie etwa: Stellung nehmen zu, seine Einstellung zu etwas bekunden, zu seiner Überzeugung „stehen“, Leiden „durch-stehen“, „ein-treten“ auf, „ein-stehen“ für, etwas „aufrecht erhalten“. Oder, entsprechend negativ konnotiert: „ausser-stande“ sein, sich für „un-zuständig“ erklären, in seinen Entscheidungen „schwanken“, „aus der Rolle fallen“, (innerlich) zusammenbrechen und sich wiederaufrichten (lassen). Oder man denke an Wörter wie „bedrückt“, „bestürzt“, „niedergeschlagen“. Schliesslich kann sich der Mensch aber auch in einem positiven Sinne (innerlich) fallen lassen, und zwar dort, wo sich alle Verkrampfungen bzw. Versteifungen lösen, in Zuständen innerer Lockerung. Beispielhaft dafür ist der Akt des Sichverliebens. Man vergegenwärtige sich nur die vielsagenden Ausdrücke, mit denen Engländer und Franzosen diesen reizvollen Seelenzustand, das „Schwachwerden“, sprachlich wiederzugeben pflegen, nämlich in den beiden Wendungen „to *fall* in love“ bzw. „*tomber amoureux*“.

Wer allein schon die wenigen hier angeführten Sprachbeispiele überblickt, wird zum Schluss kommen, dass dem in so verschiedene Bedeutungsrichtungen sich ausdifferenzierenden Gestus der Aufrichtung durchaus der Rang eines Existentials zuerkannt werden muss, einer *Grundweise* menschlich-autonomen Existierens überhaupt. Der Blick auf die Aufrichtekraft in der Vielfalt ihrer Erscheinungsformen löst beim Betrachter aber noch etwas anderes aus. Wird er hier doch auf eine besonders eindrückliche Weise darauf aufmerksam gemacht, dass Mensch-Sein weit mehr und anderes ist als ein stets gleichbleibender „Bestand“, sondern etwas höchst Lebendiges, Aktual-Dynamisches, ein Vollzug². Das aber heisst zugleich, dass der Mensch eine denkbar enge, ganz von ihm selbst erlebte und durchlebte Beziehung zu dem hat, was wir „Zeit“ nennen. Ja, wir können sagen: der Mensch „ist“ nicht einfach, er „zeitigt sich“ im ursprünglichsten Sinne des Wortes *selbst*. Von diesem engen Zeitbezug zeugen auch sprachliche Wendungen wie Biographie (wörtlich: Lebensschrift), Lebensentwurf, Lebensführung, Lebensstil. Im letztgenannten Ausdruck berühren wir das in aller Rede vom Menschlichen stets mit-schwingende ästhetische Moment. So könnten wir denn zumindest drei innig zusammengehörige Momente voneinander unterscheiden, das existentiell-zeitliche, das ästhetische und natürlich auch das ethisch-moralische Moment. Alle drei lassen sich in eine Art „anthropologische Grundformel“ einbinden, etwa mit folgendem Wortlaut: Der Mensch ist das Wesen, das auf Art und Qualität seiner Lebensführung hin in Anspruch genommen ist und seine eigene Entfaltung vollzieht.

In der eben angesprochenen, rein auf den Menschen bezogenen Hinsicht ist die deutsche Verbalform „sich zeitigen“ kaum in andere Sprachen übertragbar. Im Französischen und Englischen treffen wir Vergleichbares nur in reinen Sachzusammenhängen an, so etwa wie im Deutschen: Etwas zeitigt Folgen oder Früchte.

Aber auch dafür finden wir im französischen und englischen Sprachbereich lediglich die Wörter *produire* und *to produce*³. – Etwas anders verhält es sich mit dem annähernd synonym gebrauchten Wort für „Zeit“, der „Weile“. Da kommen einem natürlich sogleich die Substantive „Langeweile“ und „Kurzweil“ in den Sinn. Wir begegnen der „Weile“ aber auch in der schönen englischen Wendung „it is

34 worthwhile", d. h. es lohnt sich, längere Zeit bei etwas zu verweilen. Aber auch das Gegenteil davon ist im Englischen anzutreffen, der Zeitvertreib: „to while away“.

Anthropologisch von grosser Wichtigkeit ist fernerhin die Tatsache, dass in der Unmittelbarkeit unseres alltagspraktischen Erlebens die Zeitlichkeit untrennbar mit der Räumlichkeit verbunden ist. So sind z. B. im Deutschen „Zerstreuung“ und „Zeit-vertreib“(!) zwei Ausdrücke für ein und denselben Tatbestand, nur betont das eine Wort mehr dessen existential-räumlichen und das andere mehr dessen existential-zeitlichen Aspekt. Das gerade Gegenteil ist dort der Fall, wo uns, gehetzt von den Berufspflichten, weder Raum noch Zeit zu persönlicher Entfaltung bleibt. Da zeigt sich klar: Der Lebensrhythmus ist zu rasch und wir wissen nicht ‚wo wehren‘, d. h. die Dinge rücken uns viel zu nahe auf den *Leib*. Kein Wunder, dass da das ganze Geschehen auch ins Leib-Räumliche durchschlägt: wir sehen dann „angegriffen“ oder „mitgenommen“ aus. Ein weiteres einschlägiges Beispiel: Je näher uns ein Mensch steht, desto mehr haben wir auch für ihn Zeit. Das gleiche gilt für den Fall, wo wir bekennen: sein Leiden geht mir nahe. Keine Frage, dass es mir dann auch stets gegenwärtig (!) ist.

Alle in diesem kurzen Abschnitt angeführten Sprachbeispiele haben gezeigt oder lassen mindestens ahnen, in welcher weisheitsvoller Weise im Leben des Menschen das Räumliche und das Zeitliche ineinander eingebildet sind und doch auch wieder voneinander unterschieden werden können. So müsste man denn in der Art des Philosophen Hegel sagen: Im Menschsein kommen das Räumliche und das Zeitliche wahrhaft „zu sich selbst“.

Abschliessend soll noch auf Wörter und Wendungen hingewiesen werden, die mehr Fragen aufwerfen als solche beantworten. Da ist etwa das Wort „*Selbst-vertrauen*“. Was meinen wir damit eigentlich? Worauf gründet die in diesem Wort angesprochene Vertrautheit mit sich selber, die Kenntnis seiner selbst? Diese Frage erscheint fast noch unlösbarer, wenn wir das Synonym „*selbstbewusst*“ (ein selbstbewusster Mensch) heranziehen. Da stellt sich eine ähnliche Frage wie oben, nämlich: Was heisst in diesem Zusammenhang „Bewusstsein“, und wessen ist sich der Mensch hier eigentlich bewusst? Fest steht lediglich, dass „Bewusstsein“ weniger

in einem intellektuellen als in einem existentiellen Sinne verstanden werden muss, ganz entsprechend dem englischen Ausdruck „self-confident“, der in klarem Unterschied zu „self-conscious“ soviel wie ein Sich-auf-sich-selbst-verlassen-Können, das Geborgensein in sich selber meint. Bedeutungsmässig am nächsten kommt dem im Deutschen wohl die – im Glauben an sich selbst gründende – „Gelassenheit“, das Eingelassensein in sich selbst.

35

Was wir hier bieten konnten, war nur eine kleine Auswahl aus einer grossen Zahl von Sprachzeugnissen, die viel über unsere humane Grundsituation aussagen, oder richtiger: es wird nicht etwas *über* das Menschsein ausgesagt, sondern es ist das Menschsein selber, das hier in seiner ursprünglichen Realität zum Wort kommt, in seiner eigensten Wirklichkeit. Diesem grossen Thema, der anthropologischen Sprachauslegung, weiterhin und noch näher nachzugehen, lohnt sich aus vielerlei Gründen, einer der wichtigsten liegt wohl im Bestreben, immer hellhöriger und hell-sichtiger zu werden für die Wunder der Menschennatur.

- 1 Andere in den europäischen Sprachen auffindbare Bezeichnungen für den Menschen nehmen Bezug auf ganz bestimmte mentale Fähigkeiten, wie gerade das von der indogermanischen Wurzel -men abgeleitete Wort „Mensch“, das Denken, Geist, oder auch – nach Kluge – „innerlich erregt sein“ heisst. Es sei hier insbesondere auch auf den gotischen Namen für „Menschheit“ = manaseþs aufmerksam gemacht, was nichts Geringeres als „Geistsaat“ meint. Wieder andere Sprachen betonen die Verbundenheit des Menschen mit dem irdisch-materiellen Bereich. Ganz deutlich auf das Erdhafte, den „Humus“, verweisen der lat. „homo“, das franz. „homme“, das ital. „uomo“, das spanische „hombre“.
Besonders erwähnen möchten wir in diesem Zusammenhang noch das (einen denk-würdigen Kontrapunkt zur „Endlichkeit des Daseins“ bildende) russische Wort für den Menschen: „tschelowe-k“ (sprich: tschjelowjek). Tschelowe-k setzt sich zusammen aus den beiden Substantiven tschelo = Stirn und wek = Ewigkeit. Der Mensch ist demnach das Wesen, welches das Siegel der Ewigkeit auf seiner Stirn trägt. An dieser Stelle sei auch an Lessings hochgemuten Ausruf in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ erinnert: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein!“
- 2 Das wusste, wie Wilhelm Szilasi in seinem Werk *Macht und Ohnmacht des Geistes* (Bern 1946, S. 163f.) berichtet, schon Aristoteles, als er in seiner *Nikomachischen Ethik* (78 b7) das Infinitivum „anthropeuesthai“, also quasi „sich menschen“ bildete. Jahrhunderte später hatte dann auch Raimundus Lullus mit seinem „homo homificans“ diesem Wissen um den Menschen als Werde-Sein in verbaler Form Ausdruck gegeben. Siehe Kurt Flasch, *Ein bemerkenswerter Mann*, NZZ 6.10.07.
- 3 Kennzeichnend für die Flexibilität und vielleicht auch Genialität der deutschen Sprache ist die Tatsache, dass diese beiden von lat. *producere* abgeleiteten Wörter sogar ins Existentielle „rücküber-setzbar“ sind, sodass wir statt „mach etwas aus deinem Leben!“ auch sagen könnten: „produzie-re dich selbst!“